

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

43]

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Mojsenzweig.

In trübes Sinnen versunken saß der Präsident Gaume in seinem Arbeitszimmer, wo er im „Journal de Beauclair“ gelesen hatte, als der Hauptmann und Lucile eintraten. Der heftige Artikel gegen die Crèche, dessen Lektüre er eben vollendet hatte, schien ihm ungemein plump und ordinär, und er sprach ruhig diese Meinung aus.

„Ich will hoffen, lieber Jollivet, daß nicht Sie diese Artikel schreiben, wie das Gerücht behauptet. Es ist zwecklos, seine Gegner zu beschimpfen.“

Der Hauptmann machte eine verlegene Gebärde.

„O, was das Schreiben betrifft, so wissen Sie ja, daß ich nichts schreibe, derlei hat mir nie Vergnügen gemacht. Aber es ist wahr, daß ich Leuten gewisse Ideen gebe, kurze Notizen, die ich rasch aufs Papier werfe, und die er dann durch ich weiß nicht wen verwerten läßt.“

Und da der Präsident noch immer einen mißbilligenden Gesichtsausdruck zeigte, fuhr er fort:

„Was wollen Sie? Man kämpft mit den Waffen, die einem zu Gebote stehen. Wenn das verdammte subanesische Fieber mich nicht gezwungen hätte, meinen Abschied zu nehmen, so würde ich diesen hirnerkrankten Schwärmern, die uns durch ihre verbrecherischen Utopien zu Grunde richten, mit dem Säbel Vernunft beibringen. Himmelsakrament! Es wäre mir eine wahre Wohlthat, wenn ich ein Duzend davon in die Pfanne hauen könnte!“

Lucile, klein und zierlich, hörte schweigend zu und zeigte nur ihr kaum merkliches rätselhaftes Lächeln. Sie warf auf ihren großen Mann mit dem martialischen Schnurrbart einen so sprechend ironischen Blick, daß der Präsident darin un schwer die heitere Geringschätzung las, die ihr dieser Eisenschleifer einflößte, mit dem ihre zarten, rosigen Händchen spielten wie die Kage mit der Maus.

„O Charles“, sagte sie, „sei nicht so wild, führe nicht solche Reden, die mir Angst einjagen!“

Sie sah den Blick ihres Vaters auf sich ruhen, fürchtete, durchschant zu werden, und setzte mit ihrer jungfräulich-unschuldigen Miene hinzu:

„Nicht wahr, Papa, Charles thut unrecht, so in Hitze zu geraten? Wir sollten still und ruhig in unserm Winkel leben und Gott bitten, daß er uns endlich einen hübschen kleinen Jungen beschert.“

Gaume sah wohl, daß sie sich wieder lustig machte, und vor seinem inneren Auge stieg das Bild des Geliebten, des blonden jungen Advokatengehilfen mit den blauen Mädchenaugen auf, den sie zum Spielzeug ihrer Gelüste gemacht hatte.

„Alles dies ist sehr traurig und schmerzlich“, sagte der Präsident, ohne erkennen zu lassen, woran er dabei dachte. „Was sollen wir thun, was beginnen, wenn alle sich hassen und betrügen?“

Er erhob sich mühsam und nahm seinen Hut und seine Handschuhe, um sich zu Delaveau zu begeben. Auf der Straße bemächtigte sich Lucile, die er trotz ihrer Auf-führung abgöttisch liebte, seines Armes, und er genoß einen Augenblick köstlichen Vergessens wie nach einem Liebesstreit.

Um die Mittagszeit kam Delaveau zu Fernande in den kleinen, an das Wohnzimmer stoßenden Salon im Erdgeschoß des vom ersten Durignon erbauten kleinen Hauses, das nun dem Direktor als Wohnung diente. Es bot nur ziemlich be-schränkten Raum und enthielt im Erdgeschoß bloß noch ein Gemach, welches Delaveau als Arbeitszimmer diente und durch einen Holzgang mit den Bureau der Werke verbunden war. Im ersten und im zweiten Stock lagen die Schlaf-zimmer. Seitdem eine junge, prachtliebende Frau hier wohnte, zeigten die alten Wände etwas von dem Glanz und dem Luxus, den sie sich erträumte.

Als erster der Gäste erschien Boisgeline, allein.

„Wie?“ rief Fernande mit dem Anschein lebhaften Be-dauerns. „Suzanne kommt nicht?“

„Sie läßt Sie bitten, sie zu entschuldigen“, sagte Bois-geline mit korrekter Diebenswürdigkeit. „Sie hat heute so starke Migräne, daß sie das Zimmer nicht verlassen kann.“

So oft es sich darum handelte, in das Haus Delaveaus zu kommen, fand Suzanne irgend einen Vorwand, um sich diese Verschärfung ihrer Leiden zu ersparen. Und Delaveau in seiner Verblendung war der einzige, der diesen Vorwand noch nicht durchschaute.

Boisgeline sprach übrigens sogleich von etwas anderem.

„Nun also, da wären wir ja am Vorabend des viel-besprochenen Prozesses! Die Sache ist ja so gut wie ent-schieden, die Crèche ist im voraus verurteilt, wie?“

Delaveau zuckte die breiten Schultern.

„Mag sie nun verurteilt werden oder nicht, was ver-schlägt uns das? Sie thut uns allerdings Schaden, indem sie die Eisenpreise drückt; aber wir konkurrieren nicht in der Fabrikation, und die Sache ist daher noch nicht ernst.“

Fernande, die heute herrlich schön war, sah ihn erbebend und mit flammenden Augen an.

„O, Du, Du kannst nicht hassen! Da ist ein Mensch, der alle Deine Pläne durchkreuzt hat, der vor Deiner Thür eine Konkurrenzfabrik gegründet hat, deren Erfolg der Unter-gang der von Dir geleiteten wäre, die ein fortwährendes Hindernis, eine fortwährende Drohung für Dich bildet, und Du wünschst nicht einmal sein Verderben! O, ich möchte ihn nackt in den Straßengraben geworfen sehen, dann wäre ich glücklich!“

Vom ersten Tage ab hatte sie in Lucas den Feind gespürt, und sie konnte nicht ohne tödlichen Haß von dem Manne sprechen, der ihren Lebensgenuß bedrohte. Das war in ihren Augen das größte, das einzige Verbrechen, sie verlangte für ihre stets wachsende Eier nach Vermögen und Luxus immer größere Gewinne, eine blühende Fabrik, Hunderte von Arbeitern, die vor dem Glutrauchen der Ofen das Eisen kneteten und formten. Sie war die Geld- und Menschen-verschlingerin, deren Heißhunger die Hölle mit ihren Dampf-hämmern und ihren gewaltigen Maschinen nicht stillen konnte. Und was sollte aus ihren Hoffnungen auf eine glänzende, verschwenderische Zukunft, auf ge-wonnene und wieder vergeudete Millionen werden, wenn die Werke zurückgingen, wenn sie der Konkurrenz erlagen? Sie gönnte daher weder ihrem Manne noch Boisgeline Ruhe, stachelte sie auf, drängte sie zur Gegenwehr, ergriff jede Gelegenheit, um ihrem Zorn und ihren Befürch-tungen Worte zu geben.

Boisgeline, der es unter der Würde seiner Vornehmheit fand, sich im geringsten mit den Geschäften der Werke zu be-fassen, sondern der lediglich deren Erragnisse als schöner und geliebter Mann, als eleganter Reiter und Jäger mit vollen Händen verbrauchte, konnte sich doch eines leichten Schauers nicht erwehren, als er Fernande von der Möglichkeit des Ruins sprechen hörte. Er wendete sich an Delaveau, in den er unbedenkliches Vertrauen setzte.

„Du hast keinerlei Befürchtung, wie? Es geht doch alles gut hier?“

Der Direktor zuckte wieder die Achseln.

„Ich wiederhole Dir, daß wir noch nicht berührt sind. Die ganze Stadt erhebt sich gegen den Mann, er ist ein Tollhändler. Bei dem Prozeß wird sich seine ganze Un-popularität zeigen, und dieser ist mir deshalb willkommen, weil er ihm in der öffentlichen Meinung Beauclairs den Rest geben wird. Ehe drei Monate um sind, werden alle Arbeiter, die er uns weggenommen hat, mit aufgehobenen Händen kommen und bitten, daß wir sie wieder aufnehmen. Es wird sich dann deutlich zeigen, daß nur die Autorität Berechtigung hat und daß die Befreiung der Arbeit ein Unfimm ist; der Arbeiter tangt nichts mehr von dem Augen-blick an, wo er sein eigener Herr ist.“

Es trat ein kurzes Schweigen ein; dann fuhr er lang-samer und leicht verdüsterten Blickes fort:

„Gleichwohl sollten wir eine gewisse Vorsicht nicht außer acht lassen; die Crèche ist keine zu verachtende Konkurrenz, und das einzige, was mich beunruhigen würde, wäre, daß wir im Falle eines plötzlich ausbrechenden ersten Kampfes nicht über die nötigen Kapitalien verfügen würden. Wir leben zu sehr von einem Tag zum andern; es wäre nötig,

einen ausgiebigen Reservefonds zu gründen und dafür jährlich sagen wir ein Drittel des Reingewinns zuzulegen."

Fernande unterdrückte eine Gebärde unwillkürlichen Protestes. Sie fürchtete nichts mehr, als daß die Geldmittel ihres Geliebten sich verminderten, und daß die Befriedigung ihrer Prunk- und Genußsucht darunter leiden könnte. Sie mußte sich darauf beschränken, Boisgelin einen Blick zuzuworfen; dieser erwiderte jedoch schon aus eigenem Antriebe rasch:

"Nein, nein, lieber Freund, nur jetzt nicht, ich kann nichts erübrigen, ich habe zu große Ausgaben. Ich versichere Dich übrigens noch einmal meiner Dankbarkeit, denn Du bringst mir reichere Erträge ein, als Du mir in Aussicht gestellt hast. Später werden wir sehen. Wir sprechen noch darüber."

Aber Fernande blieb nervös, und ihr geheimer Zorn machte sich gegen Nise Luft, der das Stubenmädchen allein zu essen gegeben hatte, und die nun hereinkam, um guten Tag zu sagen, ehe sie sich zu einer kleinen Freundin begab, bei der sie den Nachmittag verbringen sollte. Sie war nun bald sieben Jahre alt, ein reizendes, rosiges, immer lachendes Kind, mit einem wirren, krausen Köpfchen blonder Haare.

"Hier sehen Sie ein ungehorsames Kind, lieber Boisgelin, das mich noch krank machen wird. Fragen Sie sie doch, was sie neulich nach dem Vesperbrot gethan hat, zu dem sie Ihren Sohn Paul und die kleine Louise Mazelle geladen hatte."

Ohne im geringsten in Verlegenheit zu geraten, fuhr Nise fort, heiter zu lächeln, und sah alle Leute mit ihren strahlenden blauen Augen an.

"O," fuhr die Mutter fort, "sie wird ihre Schuld nicht bekennen. Trotz meines zehnmal wiederholten Verbots hat sie wieder die alte Thür in der Gartenmauer geöffnet und die ganze schmutzige Hande von der Erkerter hereingelassen. Dazu gehört unter andern der kleine Ranet, ein abscheulicher Junge, in den sie sich bernarrt hat. Ihr Paul war übrigens auch dabei, ebenso Louise Mazelle, und sie alle sind gut Freund mit der Kinderstube dieses Bonnaire, der uns in so unschöner Weise verlassen hat. Jawohl, Paul bildet ein Paar mit Antoinette, Louise mit Lucien, und Fräulein Nise nebst ihrem Freund Ranet waren die Anführer bei der gemeinschaftlichen Verwüstung der Gartenbeete! Und Sie sehen, sie wird nicht einmal rot vor Scham!"

"Das ist nicht wahr!" erwiderte Nise unbefangen mit ihrem hellen Stimmchen. "Wir haben gar nichts verwüstet, wir haben ganz brav miteinander gespielt. Und Ranet ist sehr lustig."

Diese Antwort brachte Fernande vollends in Zorn.

"So, Du findest ihn lustig? Höre, wenn ich Dich noch einmal mit ihm beisammen sehe, bekommst Du acht Tage kein Dessert. Ich will nicht, daß wir durch Deine Schuld mit den Leuten da nebenan zu thun bekommen. Sie würden überall herumgehen und sagen, daß wir ihre Kinder anlocken, um sie krank zu machen. Verstehest Du, diesmal ist es Ernst, und Du bekommst es mit mir zu thun, wenn Du noch einmal mit diesem Ranet zusammentrifft!"

"Ja, Mama," sagte Nise mit ihrem fröhlich-unbekümmerten Lächeln.

Als sie alle Anwesenden der Reihe nach geküßt hatte und mit dem Stubenmädchen fortgegangen war, sagte die Mutter noch:

"Ich werde ganz einfach die Thür vermauern lassen, um diesem Kinderverkehr ein für allemal ein Ende zu machen. Nichts ist verderblicher als das Spielen mit solchen Genossen, die Kinder können sich da alle möglichen Krankheiten holen."

Delaveau und Boisgelin hatten sich nicht eingemengt, da sie die ganze Sache für eine unwichtige Kinderei hielten, aber sie waren der Ordnung und Disziplin wegen mit strengen Maßregeln einverstanden. Die Zukunft sproßte jedoch unaufhaltbar weiter, Nise bewahrte in ihrem eigensinnigen Köpfchen und Herzen das Bild Ranets, der so lustig war und so hübsch spielen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten)

Wiener Ringelspielbrief.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Was war das doch für eine Illusion, der wir uns hingaben, als wir verabredeten, ich solle einen Aufenthalt in Wien dazu benutzen, Ihnen ein Bild zu geben von der heutigen Form der alten Wiener

Gemüthlichkeit! Wie schön malten wir uns dies aus der Ferne aus! Und selbst aus einiger Nähe, im hineinenden Zug, als endlich der Stefansturm sichtbar wurde und unser ganzer Wagenabteil (um zeitungsdeutsch zu reden) sich wie Ein Mann erhob und rief: „Etwas alter Steffel!“ — da glaubte ich schon, ich hätte sie. Und dann weiter, als uns die neue Elektrische durch die neuen Häusermassen der ehemals so anigen Brigittenau führte, vorbei an irgend einem Kramladen, der sich „Brigittener Louvre“ nennt — da glaubte ich sogar, der gemüthliche Altwiener sei als ein unvergleichlicher Satiriker neu entstanden.

Nun ging es frischgemut durch die Straßen und in die Häuser, um die „alle Wiener Gemüthlichkeit“ in ihrer „heutigen Form“ zu finden. In der „Wien“, dem ruhmlos schleichenden und ruhelos überladbahnten Riechwässerschen, hatte ich gerade eine der glorie reichsten Stätten Altwiens vor mir: das „Theater an der Wien“, das „L. L. privilegierte“. Nicht etwa in seinem Glanz, am allerwenigsten mit einer Wiederaufführung seiner berühmtesten Premiere, der von Mozarts Zauberflöte vor 110 Jahren. Halb schon in Schutt und Staub gerissen, bröckelte es vor mir dahin, um — falls wir dem guten Schiller diesmal trauen dürfen — das „neue Leben aus den Ruinen blühen“ zu lassen. Herr Redacteur! Gätten Sie die Giebelgruppe des Theaters mit dem Papageno gesehen, der sich da über Gerümpel und Gebrödel noch aufrecht hielt — Sie hätten den Tag verflucht, an dem Sie mich etwas Alt-Gemüthliches in Neu-Wien suchen hießen!

Judejien ist ja ganz in der Nähe die „Secession“ und als Ausstellung diesmal eine Reihe von Oel- und Wasserwerken Johann Victor Krämers zu sehen. Wiener Badhandel, das Symbol jener Gemüthlichkeit, malt er nun gerade nicht. Aber wenn Sie mir eine Lebensart verstaten wollen, die zwischen „dallert“ und „geschwollen“ die richtige Mitte hält, so lassen Sie mich ansholen wie folgt: das jubelnde Sonnenlicht, das wir im übertragenden Sinn des Wortes an der Donau zu finden hofften — in Krämers Werken ist es im unübertragenen Sinn des Wortes auf die Leinwand übertragen. Im Ernst: Der Gang stand dafür, und ich wünschte Ihnen werthen Kunstfreunden Herrn — hl an meine Stelle. Wie schön könnte er da sagen: „Krämer fällt aus dem Rahmen des gegenwärtigen Lebermages an Mittelmaßigem in den Kunstschraubenden sehr vorteilhaft heraus!“ In der That lernte ich kaum jemals einen Maler kennen, der so wie Krämer im Stande ist, mit Kleeen und Reseren zu hagen. Theatralisch und „hingestellt“ ist auch bei ihm nicht wenig; doch seine Stadtbilder und seine Gartenbilde „haben“ mir angethan.“ Ich bitte recht sehr: dispensieren Sie mich nur noch eine kleine Weile von meiner Pflicht des Wiener Suchens; ich habe heute so etwas wie einen Farbenhungr, und da möchte ich schnell noch sehen, wie sich das Schöne, was es weit und breit an Malerei giebt: die alten Venetianer, in ihrer jetzigen Ausstellung in Gottfried Sempers Museumsbau ansprechen. Also nur schnell durch den marmorfroghenden Vorräum des Museums, vielleicht die prächtigste Zinnenarchitektur, die ich jemals sah, hinein zu Titian und zur „Justina“ Morettos und zu den Wiener Stadtbildern Canalettos (allerdings aus einer vorbadendlichen Zeit); dann noch ein fliegendes Bussel den Venetianerinnen Palma Vecchios zugeworfen, und ich stehe nur wieder auf den Straßen Wiens zu Ihrer Verfügung.

Wohin aber nun? Lassen Sie mich's kurz machen: Wien ist fürchtbar ernst geworden! Ob sich manche Leute das überhaupt vorstellen können, daß der Wiener jetzt in politische Versammlungen geht, obendrein in socialdemokratische? Und nun verraten Sie mich nicht, und sagen Sie nur ja niemandem, was mir da für ein Einfall und leider auch für ein Ausfall „gelommen ist! Sie werden selbst mir die Idee kaum für fähig halten, auf die ich geraten bin. Ich kalkulierte nämlich ganz einfach so: wenn irgendwo mir einen treffenden Bescheid geben kann, wo denn jetzt das echte Wienertum sitzt, so muß es die Wiener „Arbeiterzeitung“ sein. Setzte mich also rasch in einen der berühmten darnerschütternden Omnibusse, die so großartiges an innerer Massage leisten, daß dem verstocktesten Patienten leichter werden muß, und ließ mich die Mariahilferstraße aufwärts zur neuen Residenz der Redaktion karren. Dort trat ich mit Helidenmut hin vor die beiden künftigen Bürgermeister Wiens, vor die Herren Dr. Victor Adler und Engelbert Bernerstorfer, und schrie sie mit Donnerstimme an: „Wo find die Wiener Badhandel?“

Sehr geehrter Herr Redacteur! Sie sind gewiß auch schon oft im Traum geflogen. Sicherlich aber sind Sie, selbst in Ihren kühnsten Träumen, niemals so bligschnell, so stillecht, so weltdurchdringend geflogen wie ich aus den vier Armen jener Redaktion hinausflug über die Mariahilferstraße bis hinein in die innere Stadt, vorbei an Tilgners Mozart-Denkmal, von dem ich einen der absteigenden Engelsflügel im Flug wegriff. Bis ich mich endlich in der verbreiterten Rärntnerstraße — schön, wie nur ein Wiener Straßenbild sein kann (nämlich die Rärntnerstraße) — auf seltem Boden wieder fand, mich nur noch ein paar mal um meine eigne Aze drehend. Ein mitleidiger Herr fing mich auf. Er sah so echt wienerisch aus, über dem Gesicht die „Sechser, net z' groß und net z' klein“, auf dem Kopf den gebügellsten Stöffer“, und er fragte mich so weichherzig: „Hab'n's Cahna was 'tha'“, daß ich mich sofort in die Situation fand und ihn ganz winselweich fragte: „Ach, bitte Sie, können Sie mir nicht vielleicht sagen, wo denn die alte Wiener Gemüthlichkeit ist?“ Wurde aber der fruchtstufelswild! „Existiert nicht mehr!“ Klang es scharf schriftdeutsch von seinen Lippen. „Wa-a-a?“ stöhnte ich,

während sich um uns bereits eine Menschenmenge angesammelt hatte. Da tönte es aus ihr von irgend einem unsichtbaren Maul auf mich zu: „Na so gehen Sie halt in'n Prater und sehen's Cahna in aue Godhutschen!“

Was eine Godhutschen ist, fragen Sie mich, sehr geehrter Herr Redacteur? Also: wenn die halbwüchsigen Wiener Menschenkinder zur Firmung geführt werden, so haben sie nach katholischem Brauch einen Patken, den Herrn Göd, beziehungsweise eine Patkin, die Frau Godl; selber heißen sie aber ebenfalls „Godle“; und nach der Firmung geht es in den Prater zu allerhand „Sez“, z. B. zu den Schaulen, so da „Gutschen“ heißen; und das sind dann ganz einfach die Godhutschen.

Zu diesen also — es ist ja gerade Firmwoche — eilte ich. Alle Achtung vor ihnen! Doch das sind sie nicht, was das Ringenspiel ist. Glauben Sie mir: in der ganzen Welt versteht man das Ringelspielfahren nicht so aus dem ff wie in Wien! Sich für nichts und wieder nichts um sich selber drehen, das vermag keiner so gut wie der Wiener — ich meine den Wiener, bei dem wir finden wollen, was wir jetzt suchen. Und diese Variationen der Ringelspieltechnik, sogar bis zu einem Ringenspiel im Wasser, mit „Godlschimmeln“: da war es nicht mehr nötig, erst noch ins Parlament zu wandern, um die Wiener Ringelspielkunst zu studieren.

Und nun weiter in die Hauptallee des „Nobelpraters“, zur Praterfahrt der noblen Leute! Man muß sie nur richtig studieren. Was der Wiener „Tratsch“ ist, wissen Sie wohl: jene ganz eigenartige Species des alldeutschen und allmenschlichen „Klatsches“. Allein zu einer kulturhistorisch merkwürdigen Höhe, zu einem „Uebertatsch“, erhebt er sich bei den Passanten jener Korso-Allée. Als ich da hinter einigen Wienern und Wienerinnen herging, lauschend, was ich erhorchen konnte, stieg mir erst das richtige Licht oder vielmehr gleich ein ganzer Seifenfieber auf. Der Wiener ist, wie mir scheint, zwar kein guter Menschenkenner, aber ein erfahrener Kenner von Typen und ein geschickter Menschenbeobachter. Wie da die Leute vor mir die Wagermenschen klassifizierten, nach einem Blick, mit einem Wort; wie sie die echten und die falschen Aristokraten, die echten und die falschen Brillanten durchschauten; wie sie den Typus des Pferdehändlers, der fährt, als wolle er alles niederreißen, den Typus des pferdeschonenden Equipagenbesizers und den des pferdemarternden Frohen im „Annumertierten“, den Typus des Hoteliers, den des Buchmachers, den des Zeitungsverlegers — eines jeden mit seiner „Weltame“, der Wiener Mondaine — — —

„Aber Mensch, lassen Sie uns doch mit Ihrer systematischen Kulturgeschichte in Ruhe,“ höre ich Ihre Redacteurstimme rufen, und führen Sie uns endlich dahin, wohin Sie unsern Auftrag haben!“

Halten zu Gnaden, Herr Redacteur; Wien ist verteuert erst geworden. Ich wills nun noch rasch mit dem Zantsch-Theater im Prater, gleich neben dem Riesenrad, versuchen; hat mich ja bereits ein verzwweifelttes Opfer meiner Fragen nach dem echten alten Wien dahingewiesen. Also: Gasspiel von Carl Masel — bravo! braver Mann, braver Künstler! Spielt eben in der Poffe: „Ein braver Ehemann“ oder „Drah'n ma um — und — drah'n ma auf!“ Nun soll ich Ihnen vielleicht eine Theaterkritik schreiben, soll die Komposition einer „Don-Schuanerei“ schildern, andeuten, wie der Don Juan, nämlich der Privatier Vincenz Pichler, zur Konservatoristin Anna Koch sagt: „An dem Gocherl möcht' i gern kiefeln.“ — — —? Denken Sie sich viel lieber einfach, Ihre dortigen Herren Referenten wären hier und schrieben an meiner Statt. Wie es Herr E. S. machen würde? „Das Stück ist eines der berühmtesten Milieustücke. Ich kenne die Stücke dieser Kategorie nicht. Ich weiß nur, daß sie so tief bohren, wie die Stednadel, die ein Globetrotter in den Himalaya steckt. Es erübrigt sich, darauf näher einzugehen.“ Und Ihr Herr Musikreferent sz würde sagen: „Nicht als ob die Musik nicht hätte im stande gewesen sein sollen, die feinen sowohl wie auch die groben Konturen der Seelenwelt des vor uns allmählich klar werdenden Wiener Milieus bis zu den letzten Fasern, welche sich aus den Accordlagen, die freilich jeder Polyphonie entbehren, ergeben, nachzuzeichnen, so kann man in ihr doch zunächst unbeschadet mancher — allerdings nicht vieler, aber zumal eine nähere Beweisführung verdienender — Vorbehalte eine Kraft des (bald mehr dramatischen, bald mehr bühneneffektischen) Ausdrucks anzuerkennen versucht zu sein meinen.“

„Und das soll ein Wiener Ringelspielbrief sein“, höre ich Sie wettern? Verzeihen Sie, aber Wien ist so furchtbar ernst geworden, daß mir aller Spaß verging — und der Ernst erst recht! — Wien, in der Godhutschen 1901.

Ihr trauriger

Clau nus.

Kleines Feuilleton.

Liebenswürdige Einsender. In der „Kölnischen Volks-Zeitung“ lesen wir: „Die einförmige Thätigkeit eines Redacteurs, die ja, wie allgemein bekannt, wesentlich in der Handhabung der Schere und des Klebepfels besteht, hat auf diese Menschen, die ihren Beruf verfeßt haben, eine derartig abstumpfende Wirkung, daß gutgeleitete Zeitgenossen beiderlei Geschlechtes sich in höchst-verdienstlicher Weise bemühen, diesen Stand, so viel in ihren Kräften

steht, wenigstens einigermaßen zu heben und zwar zunächst geistig, womit sich dem auch schüchternen Versuche, die materielle Lage besser zu gestalten, in zwangloser Art verbinden. Um gleich ein Beispiel für das letztere anzuführen, so ist es einigermaßen zweifelhaft, ob die Einsender oder besser Einsenderinnen von „Artikeln“ — so werden nämlich oft auch die kürzesten Mitteilungen von den bescheidenen Einsendern genannt — den Redacteur mehr als Ehemann oder als Junggefellen im Auge haben, wenn sie ihn mit der Zusendung von Stednadeln beglücken; als Ehemann könnte er diese Nadeln ja seiner überraschten Gattin zur Verfügung stellen, als Junggefelle aber hätte er Gelegenheit, Nisse an aussprechlichen oder unaussprechlichen Stellen damit zu schließen. Um die Wohlthat weniger aufdringlich erscheinen zu lassen, werden die Nadeln so angebracht, daß es den Anschein gewinnt, als sollte die Reihenfolge der beiden Blätter, aus denen häufig der Artikel besteht, nicht gestört werden; die Blätter werden nämlich sauberlich mit der Nadel zusammengestoßen; damit andererseits aber der Redacteur die ihm zugedachte Wohlthat nicht übersieht, wird aus zarter Aufmerksamkeit die Nadel mit der Spitze so angebracht, daß er beim Oeffnen des Briefs, auch wenn er ganz blind wäre, doch wenigstens durch den Gefühlsstimm der guten Absicht seiner Gönnerin inne würde. So weit ich beobachten konnte, hat diese ebenjo schöne wie wohlthätige Sitte ihren Ursprung in Amerika; an und für sich ist das auch schon zu schließen aus der großen Ueberlegenheit, mit der im Vergleich zu europäischen Einsendern die Nadeln in das Papier geteilt sind; auf diese Weise wird dem Empfänger Gelegenheit zu einem frohen Triumphgefühl gegeben, wenn es ihm endlich gelungen ist, das Kleinod loszulösen und damit den aditus ad lectionem gewonnen zu haben. Es giebt aber auch noch eine andre sehr beliebte Methode zur Festhaltung der Reihenfolge der Blätter; diese wird von Leuten vorgezogen, die dem wichtigen Akt des Schreibens einen recht nachdrücklichen Abschluß zu geben wünschen; nicht indem sie das Geschriebene auf ausgelassene, unleserliche, weniger glücklich gewählte Wörter und Sätze revidieren, sondern indem sie ihre Blätter congruent übereinander legen, eine Maschine herbeiholen, eine Klammer einsetzen, die Blätter mit einer Ede einschieben, dann ein Schlag, und mit einem goldglänzenden Gelschloß versehen, kommt die Einförmigkeit wieder hervor, die den Redacteur beglücken soll, indem sie ihn an die anderweitigen Sammlungen von Schreibpapier erinnert. Glücklicherweise giebt es neben diesen doch noch manche andre, die die Größe in der Einfachheit finden und dem Redacteur Zerstreuung durch die Zerstreuung — nämlich der Blätter bereiten. In besonders zarter Weise kam ein Korrespondent dem Redacteur andeuten, wie sehr er beschäftigt und sonst in Anspruch genommen sei, wenn er die Blätter seiner Einförmigkeit in der Reihenfolge aufeinanderlegt, wie er sie geschrieben, so daß der Redacteur das Lesen gleich mit dem obenauf liegenden Schlußblatt beginnen kann und Respekt vor der Eile bekommt, mit der leider der vielbeschäftigte Korrespondent gezwungen ist, seine Briefe abzuschicken, hat ja doch er, der Redacteur, bei seiner vielen Mühe, um nicht zu sagen bei seinem faulen Leben, kaum eine Ahnung von dem, was Eile heißt usw.“ —

k. Seltsame Statuen. Vor kurzem wurde von einem Amerikaner der Vorschlag gemacht, in Chicago ein Denkmal aus Kohlen zur Erinnerung an den Mann zu errichten, der dieses Mineral zuerst in die Vereinigten Staaten einfuhrte. Im Anschluß an diese Nachricht erinnert ein englisches Journal an eine Reihe anderer eigenartiger Statuen, die von Zeit zu Zeit errichtet worden sind und zum Teil noch bestehen. So sind mehrere Statuen aus Salz bekannt; die schönste in der Welt findet man bei Scalo in Galizien. Das Bildwerk stellt Kosciuszko dar und hat eine Höhe von 28 Fuß. Der Bildhauer brauchte ein ganzes Jahr zur Anfertigung, da das Steinsalz sehr leicht zerbrechlich ist. Obwohl die Figur schon länger als dreißig Jahre steht, ist sie doch noch vollkommen erhalten, da sie zum Schutz vor den Einflüssen der Witterung von einem Gebäude umgeben ist. Eine sehr schöne Salzstatue wurde 1893 in Winsford in Cheshire gemeißelt. Diese ist eine genaue Kopie in kleinerem Maßstabe von der ungeheuren Freiheitsstatue, die die Franzosen den Amerikanern geschenkt haben und die im Hafen zu New York steht. Die Salzstatue hat eine Gesamthöhe von 12 Fuß 6 Zoll; die aus dem schönsten weißen Salz gemeißelte Figur ist 5 Fuß 6 Zoll hoch und ruht auf einer Basis von bernsteinfarbenem Salz, das die Felsen darstellt, auf denen die Freiheitsstatue errichtet ist. In der Fadel, die in der ausgestreckten Hand gehalten wird, wurde eine elektrische Lampe befestigt, die, wenn sie angezündet wurde, eine sehr hübsche Wirkung auf das glitzernde Mineral hatte. Eine der wertvollsten Statuen der Welt wurde vor einigen Jahren vom Staate Montana auf der Chicagoer Weltausstellung ausgestellt. Sie war aus echtem Silber und stand auf einem goldenen Piedestal, das einen Wert von 1 Million Mark repräsentierte. Diese Statue stellte die „Gerechtigkeit“ dar, ihr Gesichtswert wurde auf über zwei Millionen Mark geschätzt; die berühmte amerikanische Schauspielerin Miß Ada Rehan hatte dazu Modell geessen. —

Erziehung und Unterricht.

Mißstände in den englischen Schulen. Der „Frl. Zeitung“ wird aus London berichtet: Die Zeitung „Schoolmaster“ veröffentlicht eine Uebersicht über die Ergebnisse des Unterrichts-wesens in England während des verflossenen Jahres. Eine Thatsache ist zunächst höchst bemerkenswert, daß nämlich täglich über eine Million schulpflichtiger Kinder in den Elementar-

schulen von England und Wales dem Unterricht fernbleiben, und zwar eine sehr große Zahl ohne genügende Entschuldigung. In London allein beträgt die Zahl dieser Fehlenden 100 000 täglich. Diese Kinder bilden die Rekruten für die große Armee der Tagelöhne und Verbrecher. Dabei ist es erstaunlich, daß die Eltern, die es verschämten, ihre Kinder zum Schulbesuch anzuhalten, dies jahrelang ungestraft thun, und wenn sie überhaupt vorgeladen werden, mit einer Warnung oder einer sehr geringen Geldstrafe davonkommen. Interessant sind die Berichte der Schul-Inspektoren. Der Inspektor des St. George-Distrikts schreibt zum Beispiel: „Schulbehörden auf dem Lande, die aus Farmern gebildet sind, thun eigentlich gar nichts, den Schulbesuch zu fördern.“ Ein anderer Inspektor, der für Wales, schreibt: „Fast ein Viertel der schulpflichtigen Kinder fehlt jedesmal, wenn die Schule geöffnet wird.“ Kein Wunder, daß Eltern es für einträglich halten, ihre Kinder, statt in die Schule, auf Verdienst zu schicken und dabei die etwaigen Strafen zu zahlen. Der Bericht weist dann auf den Umstand hin, daß England dadurch hinter fast allen andern Ländern zurücksteht, daß die Altersgrenze für die Schulpflichtigkeit hier bereits mit dem 12. Lebensjahr erreicht ist. Von 600 000 Kindern besuchen nur etwa 50 000 zwischen dem 14. und 15. Lebensjahr die Schule. Weiter spricht sich der Artikel über das Lehrpersonal aus. Zunächst wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Lehrberuf in gewaltigem Maße an Frauen übergeht. 1851 waren etwa 70 Proz. der Lehrer in England und Wales Männer und 30 Proz. Frauen. 1870 war das Verhältnis der Geschlechter genau gleich und 1900 waren 75 Proz. Frauen und 25 Proz. Männer. Folgende Klassifizierung des Lehrpersonals an englischen Elementarschulen nimmt der Verfasser vor: Unter unserem Unterrichtssystem werden folgende vier Klassen von Lehrern anerkannt: 1. Völlig geprüfte und ausgebildete Erwachsene. 2. Lehrer, die als „Pupil teachers“ (eine Art Lehrer-Lehrlinge, die selbst noch Schüler einer höheren Klasse, in niederen Klassen beim Unterricht assistieren und auch gelegentlich unterrichten) eine Lehrjahrszeit durchgemacht, aber das Lehrexamen nicht bestanden haben; diese heißen „Ex-Pupil teachers“. 3. Junge Mädchen über 18 Jahren, die überhaupt keine berufliche Qualifikation besitzen, abgesehen davon, daß sie nach Ansicht des Inspektors repräsentable junge Persönlichkeiten und mit Erfolg geimpft sind. 4. „Pupil teachers“. Ueber die unter Nr. 3 genannten Lehrkräfte bemerkt der Verfasser: „Diese sind Lehrer „pour rire“. Keine Nation, die sich selbst achtet und der Erziehung und Bildung ihrer künftigen Bürger Wert beilegt, würde die Qualifikation, die für diese Lehrkräfte als genügend betrachtet wird, dulden.“ —

Geographisches.

Tristan da Cunha. Diese kleine vulkanische Insel zwischen Südafrika und Südamerika, mitten im Atlantischen Ocean gelegen, gehört zu den einsamsten Punkten der Erde. Im Mai vergangenen Jahres war es Kapitän Otto, Führer des Schiffes „A. G. Rickmers“, auf der Fahrt von New York nach Hongkong möglich, mit den wenigen Bewohnern des Felsenlandes in Verbindung zu treten. In den „Annalen der Hydrographie“ berichtet er, daß, als sein Schiff vier Seemeilen von der Insel entfernt war, ein mit neun Personen besetztes Walboot längsseitig kam und Fleisch, Milch, Eier zum Tausch gegen Mehl, Reis, Tabak usw. anbot. Auch alle Kleidungsstücke wurden mit Dank angenommen. Die Insassen des Boots waren gesund aussehende, kräftige Leute und beim Handel sehr bescheiden. Nach Aussage derselben leben auf der Insel gegenwärtig 63 Personen. Sie besitzen 5- bis 600 Stück Rindvieh sowie zahlreiche Schafe. Jedes Jahr einmal kommt ein englisches Kriegsschiff, um die Post zu bringen und mitzunehmen, auch etwaige Auswanderer abzuholen. Die Ernte war 1900 schlecht ausgefallen, da schwere Stürme dem Wachstum hinderlich gewesen waren. Fleisch, Gemüse, Eier, Butter, Milch, Kartoffeln sind auf der Insel in Ueberschuß vorhanden, es fehlt aber oft an Mehl, Thee, Kaffee, auch an Tabak, obgleich nur fünf Raucher auf der Insel leben. Schiffe laufen Tristan da Cunha nur ganz vereinzelt an, seitdem der Walfang in diesem Meeresstriche außerordentlich zurückgegangen ist. Die Leute erzählten, daß in der letzten Zeit häufig Dampfer vorbeigekommen seien, die aber nicht anhielten. Kapitän Otto vermutet, es seien Transportschiffe der englischen Regierung gewesen, welche Vieh von den argentinischen Häfen nach Kapstadt brachten. Nachdem die Insulaner etwa 45 Minuten an Bord gewesen waren, wurde Abschied genommen und die Besucher schieden, aufsehend sehr zufrieden mit dem gemachten Tauschhandel. Tristan da Cunha, nach ihrem portugiesischen Entdecker (1506) benannt, hat einen Flächeninhalt von 164 Quadratkilometer und sein (erloschener) Vulkan streicht eine Höhe von 2000 Meter. —

Technisches.

Färben von Gips. In der „Pharm. Centralt.“ wird ein Verfahren zur Färbung von plastischen Massen, besonders Gips beschrieben. Verjügte, dem Gips fein laltes Weibere zu nehmen und ihm den warmen Ton einer antiken Bronzenmasse zu verleihen, sind neueren Datums. Gewöhnlich geschieht letzteres dadurch, daß man die Figuren mit Farbe bestreicht, wodurch die

feineren Konturen beeinträchtigt werden. Ein neues Verfahren zur Erzeugung des antiken Aeußeren besteht nun darin, daß man die Farbe durch einen Reduktionsprozeß in der Masse hervorbringt. Verührt man z. B. gebrannten Gips mit formaldehydhaltigem Wasser und etwas Alkali und giebt die zur Erhärtung nötige Wassermenge, welche ein reduzierbares Metallsalz gelöst enthält, hinzu, so erhält man eine vollkommen gleichmäßig gefärbte Gipsmasse. Je nach der Konzentration der Salzlösungen und der Wahl der Salze lassen sich die verschiedenartigsten Farbtönen von schwarz, rot, braun, violett, perlgrau, bronzefarben erzeugen. Auch läßt sich der Farbeneffekt durch Zusatz gewisser Farben erhöhen. Bei der Darstellung einer bronzenähnlichen Masse von schwarzlichem Ton rührt man z. B. 50 Gramm Gips mit dem vierten Teil seines Gewichtes Wasser an, das einige Tropfen Formaldehyd und etwas Natronlauge enthält, und giebt die zur Erhärtung des Gipses nötige Wassermenge hinzu, in der ungefähr 2 Gramm Silber Salz gelöst sind. Um rote oder kupferfarbene, schwarze oder bronzefarbene Töne zu erzielen, lassen sich Gold-, Kupfer- oder Silber Salze, Wisnuth- bezw. Weis Salze einzeln oder gemischt benutzen. —

Humoristisches.

— Aus der Umgegend. A.: „Wer schreit denn nur so mörderisch nach der Polizei?“
B.: „Ach, 'n Schutzmann, dem die Börse gestohlen wurde!“ —
(„Simpl.“)

— Kleiner Irrtum. „Wie geht's, Herr Mayer, was macht die Frau Gemahlin, wie geht's Ihrem Sohn?“
„Dank schön, Herr Nachbar — bin zufrieden!... Nur mit meinem Sohn, da ist's jetzt ganz aus. Seitdem der beim Ruderklub, ist er ganz Sportsman. Heberall hat er jetzt sein Klubzeichen „R. C.“ — im Kravattl, auf den Manschettenknöpfen, an der Uhrkette, und neulich bringt er gleich gar einen Thermometer heim mit dem allergrößten „R. C.“ drauf!“ —

— Das Großstadtkind. Eschen (das bei einem Waldspaziergang zum erstenmal ein Weibchen sieht): „Mama, dieses Blümchen riecht ja nach Parfüm!“ —

Notizen.

— Im Schauspielhaus wird nach den Ferien Goethes Lustspiel „Die Mitschuldigen“ zur Aufführung gelangen. —

— Die rheinischen Festspiele in Düsseldorf, bei denen die Mitglieder des Berliner Schauspielhauses in hervorragender Weise mitwirken, werden am 29. Juni beginnen. Am Eröffnungsgesamabend wird Hebbels „Siegfried“ mit Matkowski gegeben werden. —

— Für das Deutsche Theater wurde zur nächsten Spielzeit Herr Reißler, bisher erster humoristischer Vater des Landes-Theaters in Prag, verpflichtet. —

— Der „Musenstall“ soll kein Ueberbrettel werden, sondern das Klublokal eines Vereins für künstlerische und literarische Bestrebungen. —

— Hans Pfitzner ist als Kapellmeister für das Theater des Westens engagiert worden. —

— Kapellmeister Julius Einödshofer ist vom Herbst dieses Jahres ab als Komponist und vom Jahre 1902-1904 auch als erster Kapellmeister für das Thalia-Theater verpflichtet worden. —

— Ein New Yorker Impresario ist, wie ein Pariser Blatt berichtet, mit einer deutschen Ozeandampfer-Gesellschaft in Verhandlungen getreten, um auf seine Kosten auf ihren Schiffen Theater zu bauen. Die neuen Bühnen auf hoher See sollen schon in einigen Wochen eröffnet werden; der Preis der Plätze wird 6 Fr. betragen, französische, englische und deutsche Gesellschaften sollen bereits engagiert sein. —

— Zu den bereits bestehenden vier Münchener Künstlergruppen ist soeben die fünfte „Die Wolke“ ins Leben gerufen worden. —

— Der vierte internationale Verlegerkongreß wurde gestern in Leipzig eröffnet. An 400 Verleger aller Kulturnationen sind erschienen. —

— Die Ausgrabungen römischer Ueberreste in der englischen Stadt Silchester sind nunmehr dem Ende nahe gediehen. Außer den schon früher aufgedeckten Gebäuden sind jetzt 44 vollständige Häuser bloßgelegt worden, sowie Teile von 13 andern, zwei vierfache Tempel, die Ueberreste des Westthors und eine christliche Kirche. Die Ausgrabungsstelle umfaßt ein Terrain von 100 Morgen, wovon drei Viertel nunmehr völlig erforscht und freigelegt sind. —

— Der in Rom verstorbene Maler Adolf Müller bestimmte testamentarisch die Zinsen eines Kapitals von 300 000 M. zum Ankauf von Kunstwerken unbemittelter, aber begabter deutscher Künstler durch den Staat. —